

In der Schweiz fehlen bis 2030 rund 65 000 Pflegefachleute

Jede Zweite hängt den Job an den Nagel

CHRISTIAN KOLBE

«Die Pflege ist ein anstrengender, aber auch ein schöner Beruf», sagt Katharina Fierz (59). «Der Job gibt unglaublich viel zurück, ist erfüllend, vielfältig, nah am Menschen und bietet vielfältige Karriereoptionen.» Fierz hat es von der Pflegefachfrau Psychiatrie bis zu Professorin für Pflege an der ZHAW in Winterthur ZH.

Man glaubt, das Funkeln in den Augen zu sehen, wenn Fierz am Telefon mit Begeisterung über ihre Berufung spricht. Doch auch sie weiss, die Pflegebranche steckt auch ein Jahr nach dem Applaus in einer grossen Krise. Die Corona-Pandemie hat die Defizite im Pflegebereich schonungslos o engelegt.

Das grösste Problem: Es fehlt an genügend Pflegefachkräften. Konkret: Es wird jedes Jahr nur knapp die Hälfte des aktuellen Bedarfs ausgebildet, bis ins Jahr 2030 werden 65 000 zusätzliche Pflegende benötigt,



Katharina Fierz steht dem Institut für Pflege an der ZHAW Winterthur vor.



Franziska Zuniga leitet die Lehre am Institut für Pflegewissenschaft der Uni Basel.



Michael Simon forscht als Professor für Pflegewissenschaft an der Uni Basel.

zeigt eine Studie. Das bei einem Bestand von etwa 180 000 Personen, die in Pflegeberufen in der Schweiz arbeiten.

Die Lücke könnte allerdings noch grösser werden. Michael Simon (48) ist besorgt: «Internationale Umfragen zeigen, dass es nach der Pandemie zu einem Ausstieg vieler Pflegenden aus ihrem Beruf kommen könnte.» Simon ist Professor für Pflegewissenschaft an der Universität Basel.

Seine Kollegin Franziska Zuniga (53), die am Institut den Bereich Lehre leitet, pflichtet ihm bei: «Die Branche war schon vor Corona am Limit, die

Pandemie hat das noch verstärkt.» Auch Katharina Fierz sagt: «Corona hat die Schwächen aufgedeckt, die es schon vorher gab.»

Ihr Vorschlag: den Stellenwert der Pflege im Gesundheitssystem stärken. «Pflegende sollte nicht länger als Kostenfaktor und -treiber angesehen werden, sondern als Wissens- und Kompetenzträgerinnen im Gesundheitswesen mit einem eigenständigen Beitrag an die Gesundheitsversorgung.»

Ihre Forderung erläutert Fierz mit einem Beispiel. Es geht ums «Füdliputzen» von betagten Patienten: eine Tätigkeit, die bei den allermeisten Menschen Ekel hervorruft, gut aus- und weitergebildeten Pflegefachkräften allerdings vielfältige Beobachtungs- und Diagnosemöglichkeiten bietet. Während der Körperpflege lasse sich beispielsweise die Körpertemperatur oder der Zustand der Haut überprüfen, abklären, ob der Patient genug getrunken habe oder ob sich jemand selbständig auf die andere Körperseite drehen oder in einen Dialog treten könne, erklärt Fierz.

Für Fierz, Simon und Zuniga ist klar: Es müssen nicht nur

mehr Leute ausgebildet werden, es muss auch alles dafür getan werden, um die Fachkräfte im Beruf zu halten. Das Problem: «Viele steigen hochmotiviert in den Beruf ein, stellen aber nach ein paar Jahren und Arbeitsortswechseln frustriert fest, dass sie nicht so arbeiten können, wie sie gerne möchten», sagt Zuniga. Knapp die Hälfte aller diplomierten Pflegefachpersonen steigt vorzeitig aus dem Beruf aus, meist noch bevor sie 35 Jahre alt sind.

Die Gründe dafür sind vielschichtig. Simon spricht von einem «Praxisschock» nach der Ausbildung: «Nicht wenige haben Angst vor der Verantwortung für die Gesundheit ihrer Patienten. Eine Verantwortung, die sie nun alleine tragen.» Von einer anderen Befürchtung erzählt Fierz: «Der Angst, unter Druck Fehler zu machen.» Und der Druck nimmt stetig zu, die Anerkennung sinkt, für «urpflegerische Handlungen wie das Sich-Kümmern gibt es keinen Platz mehr», so Fierz.

Im Pflegeheim gehe es zum Beispiel darum, den Patienten ein gutes Lebensende in Würde zu bieten. Doch oftmals fehle die Zeit, um nur schon ein kurzes Gespräch zu führen. Das Ergebnis: «Pflegeheime und Spitex haben schon seit längerem grosse Probleme, genügend – und vor allem qualifiziertes – Personal zu finden», stellt Zuniga fest. Was die Situation verschärft: Wir werden älter, bleiben, so lange es geht, in den eigenen vier Wänden. Und kommen dann oft mit multiplen Erkrankungen ins Pflegeheim. Das bedeutet: Die Ansprüche ans Personal steigen.



Die Corona-Pandemie ist eine enorme Belastung für Pflegenden. Das verstärkt bei vielen den Wunsch nach einem Berufswechsel.

Was zudem den Wiedereinstieg nach einer Mutterschaftspause erschwert: Die Medizin und die Behandlungsmethode ändern sich derart rasant, dass schon nach ein paar Jahren das schon Erlernte stark an Wert verliert.

Von der «Pflege als Karriere-möglichkeit am Bett» spricht Simon – und meint damit vielfältige Aus- und Weiterbildungsoptionen und Stellenprofile für Pflegefachpersonal im Spital, im Pflegeheim oder bei der Spitex. Bei der Ausbildung, aber auch beim Verbleib im Beruf setzt die sogenannte Pflegeiniti-

ative an, die in der Sommersession in den eidgenössischen Räten Thema sein wird – und vielleicht noch dieses Jahr zur Abstimmung an der Urne kommt.

Investitionen in die Ausbildung des Pflegepersonals zahlen sich aus. «Eine Bildungsoensive auf allen Stufen hat in den USA einen jahrzehnte-

«Die Angst, unter Druck Fehler zu machen.»

Michael Simon, Pflege-Professor



Die Schweiz bildet weniger Pflegenden aus, als sie benötigt. Sie ist auf ausländisches Fachpersonal angewiesen.

Viele Spitäler knausern noch immer Umkleiden gilt als Freizeit



Wer soll zahlen? Im Schnitt frisst das Umziehen in der Pflege pro Tag 20 Minuten.

Es gehört zur täglichen Routine in der Pflege: das Umkleiden. Bevor sie ihre Arbeit mit Patienten starten, müssen Pflegefachkräfte ihre Strassenkleider gegen das Spitaloutfit eintauschen. Diese Prozedur – der Arbeitgeber verpflichtet sie dazu – frisst ihnen im Schnitt 20 Minuten weg pro Tag. Auf ein Jahr gerechnet summiert sich der Tenuewechsel auf zwei Wochen Arbeitszeit.

Pikant: Das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) hat vor zwei Jahren zum Arbeitsgesetz ausgeführt, dass das Umkleiden vor und nach dem Dienst als Arbeitszeit gilt. Dennoch umgehen diverse Spitäler die Vorgabe weiterhin – um Kosten zu sparen.

Der Ärger unter den Angestellten wächst: Diesen Monat haben sich Pflegefachkräfte des Spitals Bülach ZH in einem wegweisenden Urteil ihr Recht auf Abgeltung erkämpft. Das Spital Bülach muss gemäss einem Gerichtsurteil neun Angestell-

ten rückwirkend bis 2016 die Umkleidezeit zurückerstatten.

Gestern hat das Personalamt des Kantons Zürich diesen Anspruch grundsätzlich anerkannt. Die Richtlinie dazu tritt per 1. April 2021 in Kraft. Nun liegt der Ball bei den Städten und Gemeinden, wie die Gewerkschaft VPOD mitteilte.

Andere Spitäler beharren auf dieser Gratisarbeit. Das neue Personalreglement für die fusionierten Spitäler Uster ZH und GZO Wetzikon ZH, das im Juli in Kraft treten soll, legt die Umkleidezeit nicht als Arbeit fest.

SP-Kantonsrätin Michèle Dünki-Bättig (31), Präsidentin der Gewerkschaft VPOD Sektion Zürich, kritisiert: «Es ist stossend, dass ein öffentlich-rechtliches Spital bei den Anstellungs- und Arbeitsbedingungen hinter die privaten Spitäler zurückfallen soll und dass man dies heute noch in einem Personalreglement festschreiben will.»

Während etwa die Spitäler der Stadt Zürich und die Klinik Hirslanden ihre Praxis bereits ändern und die Umziehzeit als Arbeitszeit betrachten, gibt es im Spital Limmattal nach wie vor keine Abgeltung dafür. Das Bundesgericht gab dem Limmattal-Spital im Februar recht. Es argumentierte mit einer Definition von Arbeitszeit, die sich an der gelebten Praxis in den Spitälern orientierte. Auch wenn es diese als «fraglich» bezeichnete.

Viele Spitäler lehnen die bezahlte Umkleidezeit ab, weil sie ihnen Mehrkosten in Millionenhöhe verursachen würde. Es gibt Ausnahmen: In Bern entscheiden die Spitäler letztes Jahr, dass die Angestellten eine Zulage fürs Umziehen erhalten. In St. Gallen konnten sich im Dezember 2019 öffentliche Spitäler, Gewerkschaft und Berufsverband darauf einig, dass die Umkleidezeit künftig als Arbeitszeit gilt.

CLAUDIA GNEHM

Jugendlichen ist Sinn wichtiger als C Pflegejobs sind beliebt

Berge von Überstunden, ständig wechselnde Einsätze, schwierige Vereinbarkeit mit Familie: Die Begeisterung der jüngeren Generation für einen Beruf in der Pflege müsste sich eigentlich in Grenzen halten. Doch der Eindruck täuscht. Im Gegensatz zu zahlreichen anderen Branchen sind Lehrstellen in Spitälern und Altenheimen äusserst beliebt.

Das bestätigt Domenica Mauch (32), Chefin der Online-Lehrstellenplattform Yousty: «Lehrberufe in der Pflegebranche gehören zu den meistgesuchten auf unserer Website.» So rangiert die Ausbildung zur Fachfrau oder zum Fachmann Gesundheit EFZ seit Jahren in den Top 6 der beliebtesten Lehrstellen. Mauch weiss: «Gesundheits- und Pflegeberufe sind stark im Aufwind. Jugendliche wollen eine sinnvolle Tätigkeit ausüben.»

Das heisst: Viele Jugendliche gewichten den Nutzen für die Gesellschaft höher als den Faktor Lohn, der im Vergleich zu vielen anderen Berufen niedriger ist. Das ist nicht erst seit Corona so.



Zürcher Pflegestudierende lernen das Setzen einer Spritze – nur wenige Jobs sind unter Jugendlichen beliebter.

Eine BLICK-Umfrage bei mehreren Spitalern zeigt: Die Anzahl Bewerbungen auf Lehrstellen ist gegenüber den Vorjahren konstant geblieben.

Für den kommenden Sommer sind von etwa 5000 ausgeschriebenen Lehrstellen noch rund 800 unbesetzt. Das ist deutlich weniger als in den meisten anderen Branchen. Laut einer aktuellen Auswertung von Yousty und der ETH Zürich sind einzig Lehrstellen in der Informatik, Wirtschaft, Verwaltung sowie im Tourismus beliebter.

Au allend: Seit Ausbruch der Corona-Pandemie ist das Interesse an einer höheren Pflegeausbil-

